

Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre unseres Jahrhunderts stand man dem Erzählen nicht nur in der Theologie, sondern auch in einer Reihe anderer Fachwissenschaften und in den jeweiligen Fachdidaktiken eher kritisch, skeptisch bis ablehnend gegenüber. Erzählen lulle ein, verdimme die Adressatinnen und Adressaten, lähme deren eigene Initiative - so oder ähnlich war vielfältig zu vernehmen. Die "Zweite Aufklärung" schien dafür keinen Raum mehr zu lassen. Im Zuge der Vorherrschaft wissenschaftlicher Sprache, die an Rationalität und Logik orientiert ist, erschien Erzählen als Relikt einer vergangenen Zeit, dessen zunehmendes Absterben außer Frage schien. In diesem Zusammenhang sowie auf Grund der vorherrschenden oder zumindest starken Wissenschaftsorientierung schulpädagogischer Überlegungen geriet auch das Erzählen im Religionsunterricht "unter Druck". Als in der Zeitschrift *Concilium* 1973 der Aufsatz von H. Weinrich über "Narrative Theologie" und von J. B. Metz die "Kleine Apologie des Erzählens" erschienen, war dies der Anlaß zu vielfältigem Nachdenken in dieser Frage. Ein Begriff begann die Runde zu machen. Allenthalben war die Rede von der "narrativen Theologie". Selten haben zwei kleine Beiträge in einer Zeitschrift eine solche Wirkungsgeschichte gehabt.

## 1. Von der narrativen Struktur der Bibel

Werfen wir einen Blick in die Bibel, so wird rasch deutlich, wie wichtig das Erzählen für die Frage des Glaubens ist. Im Blick auf das Alte Testament fällt einem unmittelbar das kleine geschichtliche Credo ein: "Wenn dich nun dein Sohn morgen fragen wird: Was sind das ..., so sollst du deinem Sohn sagen: Wir waren Knechte ... , und der Herr tat große und furchtbare Zeichen" (Dtn 6,20ff.). Aus der Reihe weiterer ähnlicher Aussagen im Alten Testament sei nur noch Psalm 78,3-7 namhaft gemacht: "Was wir gehört haben und wissen und unsre Väter uns erzählt haben, das wollen wir nicht verschweigen ihren Kindern; wir verkündigen dem kommenden Geschlecht den Ruhm des Herrn und seine Macht und seine Wunder, die er getan hat. Er richtete ein Zeugnis auf in Jakob und gab ein Gesetz in Israel und gebot unsern Vätern, es ihre Kinder zu lehren, damit es die Nachkommen lernten,

... daß sie setzten auf Gott ihre Hoffnung und nicht vergäßen die Taten Gottes, sondern seine Gebote hielten."

Im Neuen Testament ist vor allem auf das Wirken Jesu zu verweisen, insbesondere auf seine Gleichnisse. Nun stehen nicht mehr die Ereignisse der Vätergeschichten und der Volksgeschichte Israels im Mittelpunkt, sondern das Evangelium von der Freiheit der Kinder Gottes, das sich an alle Menschen richtet. Dabei geht es nicht darum, alle Geschichten auf eine Aussage zu reduzieren. Die Jesusgeschichten formulieren nicht Gottesgedanken, sondern erzählen von menschlicher Wirklichkeit in Angst, Schuld und Haß ebenso wie in Vertrauen und Barmherzigkeit. "Da kommt, theologisch gesehen, Wahrheit zum Vorschein, nicht Satzwahrheit, sondern Geschehenswahrheiten mitten im realen Leben der Menschen. Richtet sich unser Interesse auf die Gottesfrage, die Gotteserfahrung, so heißt das im Sinne Jesu, die Menschlichkeit Jesu erkennen und Interesse am Menschen nehmen. Das gerade macht die Wirklichkeitsnähe und Lebensfülle der biblischen Geschichten aus" (Stock 1985, S. 7f.).

Der katholische Religionspädagoge A. Exeler wies mit Recht darauf hin, daß ernstlich zu fragen sei, ob nicht das christliche Glaubensbewußtsein darauf bedacht sein müsse, seine ursprüngliche *erzählende* Struktur wiederzugewinnen. Ursprünglich sei christliches, auch liturgisches Gedenken vor allem ein rühmendes Nacherzählen der großen Heilstaten Gottes gewesen. "Ein erzählendes Preisen gibt nicht ein denkerisches System wieder, sondern hat es mit dem Handeln zu tun; denn hier wird eine durchaus offene Geschichte erzählt, die eine Aufforderung an den Zuhörer darstellt, glaubend, hoffend und wirkend in diese Geschichte 'einzusteigen'" (1974, S. 110).

Solch rühmendes Nacherzählen hat dann zu bestimmten Zeiten seine besonderen Kristallisations- und Höhepunkte: Ein "wichtiger Ort, an dem sinnstiftende und sinnvergewissernde Geschichten erzählt werden, ist das *Fest*. 'Wo Menschen feiern, wo sie ein gesteigertes Lebensgefühl haben, wo sie entspannt und frei sind, da erzählen sie' (G. Miller). Gemeinsame Geschichte wird erinnernd beschworen (...). Gegenwart wird überschritten, Zukunft wird erzählend vorweggenommen, mit Sinn und Hoffnung erfüllt. Darum erzählen wir uns Geschichten - eigene und fremde, erlebte und erfundene: Weil wir auf der Suche nach Sinn sind - im eigenen Leben und im Leben der anderen. Weil wir es nicht lassen können, dieser Welt einen Sinn zu geben" (Bieritz 1982, S. 281).

Die *theologischen Funktionen* des Erzählens (Wegenast 1979, S. 117) können dahingehend beschrieben werden, daß eine Erzählung das "extra nos" des christlichen Glaubens als Heil "pro nobis" repräsentieren kann, indem sie auf ein Geschehen verweist, das Zukunft hat und Verheißung an-

sagt. Besonders deutlich wird das an der Passionsgeschichte. Sie geht nicht in einem reflexiven System auf, sondern bedarf des Erzählens. Eine Erzählung vermag bloßes Satzdenken durch die Beschreibung eines Prozesses zwischen Personen oder eines Stück Lebensweges zu überwinden und die Gegenwart des Reiches Gottes vorwegzunehmen.

Die Glaubens- und Erzählgemeinschaft Kirche bedarf der Erzählungen, die vom damaligen und heute gelebten Glauben berichten, um die eigene Identität zu finden und zu bewahren. Erzählen ist grundlegend für den Glauben, weil auf diese Weise Gottes Geschichte und der Menschen Geschichte miteinander verknüpft werden. Dabei ermöglicht das Erzählen, daß die Geschichte Gottes und Jesu "tradiert werden kann als unabgeschlossene Geschichte, in die sich die Gläubigen einschreiben und die sie weiterschreiben. Christlicher Glaube hat also elementar eine 'narrative Tiefenstruktur' (J.B. Metz)" (Arens 1988, S. 24). Mit diesem letzten Punkt ist hinsichtlich der Vermittlungsfrage der Aspekt des eigenen Subjektseins im Blick auf die Aneignung angesprochen.

## 2. Erzählen ist mehr als eine Methode

Unsere eigene Erfahrung lehrt uns: Kinder hören gern Geschichten. Sie hören sie um so lieber, wenn es dabei um menschliche Grunderfahrungen geht. Kinder denken und hören anders als Erwachsene. So verstehen sie symbolische Sprache und Symbole, die ihre Phantasie anregen, unmittelbarer als wir "aufgeklärten Erwachsenen". In stillen Zeiten, im Verlauf des Tages, des Jahres wünschen sich Kinder geradezu Geschichten. Geschichten sind wichtig, weil sie eine Atmosphäre von Geborgenheit ermöglichen, weil sie uns helfen, uns in unserer Welt zu orientieren. Geschichten sind dann für Kinder fesselnd, wenn sie unterhalten und Neugier wecken.

Damit das Leben bereichert wird, muß die Phantasie angeregt und dem Kind geholfen werden, seine Verstandeskräfte zu entwickeln und seine Gefühle zu klären. Die Geschichte muß auf seine Ängste und Sehnsüchte bezogen sein, seine Schwierigkeiten aufgreifen und zugleich Lösungen für seine Probleme anbieten. Sie darf die Nöte nicht verniedlichen, sondern muß sie in ihrer Schwere ernst nehmen. Zugleich wollen gute Geschichten das Vertrauen des Menschen zu sich selbst stärken und das Vertrauen in seine Zukunft bekräftigen. Darum ist es wichtig, daß es in den Geschichten letztlich darum geht, die Frage nach der grundlegenden Orientierung des Lebens beantworten zu helfen. Erzählen ist gewiß eine Unterrichtsmethode (dazu Adam 1993). Aber zugleich ist Erzählen mehr als eine Methode. Um diesen

Aspekt geht es uns hier. Erzählen ist vielleicht als die "Muttersprache des Glaubens" zu bezeichnen.

Abgrenzen muß man sich in jedem Falle gegen das Mißverständnis und die Unterstellung, daß man das Erzählen vor allem als eine Methode religiöser Erziehung ansieht, die das Ziel verfolgt, die Menschen möglichst früh und möglichst effektiv mit der christlichen Überlieferung vertraut zu machen, um ihnen die kirchliche Tradition einzuprägen und sie auf diese Weise "einzufangen", bevor sie sich recht "wehren" können. Nicht zuletzt aus diesem Grunde war das Erzählen biblischer Geschichten in Mißkredit geraten. Es galt geradezu als Ausdruck und Form einer Erziehung, die zur Unmündigkeit erzieht, die indoktriniert, die dem Menschen den Spielraum zu eigener Entfaltung nimmt.

Diesem Vorwurf kann man nur begegnen, indem man klare Kriterien benennt, die für die Gestaltung von Erzählungen im Prozeß der Kommunikation des Evangeliums leitend sind und angewandt werden. C. Bizer hat im Blick auf Christusgeschichten vier theologisch-inhaltliche Kriterien formuliert, die m.E. dem Vorwurf der Indoktrination zu begegnen imstande sind:

"1. Christusgeschichten setzen durch ihre Verheißung den Empfänger von belastendem Zwang frei, sie wollen von ihm keine Vorleistungen und binden ihn nicht wieder heimlich an, durch Auflagen und Widerhaken. (Man kennt das Schema: wenn unser Christus zu dir hält, dann paß dich unserer Kirchensprache an.)

2. Christusgeschichten weisen aus, daß ihre Verheißungen geglaubt sein wollen. Ihre Verheißungen sind - in ihrer Konkretion - umfassend sinngesamt. Deshalb kann man sie nur durch Glauben und Vertrauen annehmen, und deshalb lohnt es sich überhaupt, ihnen zu glauben.

3. Christusgeschichten machen zwischen Glauben und Vertrauen auf der einen Seite und Leisten und Handeln auf der anderen Seite einen prinzipiellen Unterschied. Damit entziehen sie sich kommerzieller Verwertung. Es ist *eine* Sache, Verheißungssätze zu sagen, denen sich Fritze Müller anvertrauen kann. Eine andere ist es, Fritze Müller nachdenklich zu machen, ob er nicht dies oder jenes tun müßte. Selbst wenn er glaubt, er müsse jenes tun, dann ist das ein Glauben im übertragenen Sinn. Er sollte lieber prüfen, ob jenes zu tun nützlich sei. Was zu tun ist, sollte man nicht glauben, sondern begründet bekommen.

4. Christusgeschichten haben einen Inhalt, eben Jesus Christus. Dem glaubt man, wenn man Christusgeschichten glauben kann. Dieser garantiert die umfassenden Verheißungen, die sonst nicht zu begründen sind. Und dieser zeigt an seinem Leben und Sterben, daß Angst und Leid und Not auch mit geglaubten Verheißungen ständiges Thema bleiben und nicht zu verdrängen sind" (Bizer 1978, S. 14).

Aber alles Erzählen steht im Kontext gegenwärtiger Lebenserfahrung und Wirklichkeitsdeutung und bedarf der Klärung der Inhalte und Bearbeitung der Probleme, damit es zu einem kritisch-unterscheidenden Verstehen kommt. Denn natürlich steht - bei aller Wertschätzung des Erzählens - das Erzählen nie für sich allein, sondern stellt *ein* Element dar, das im Zusammenhang vorlaufender Tätigkeiten und nachfolgender Aktivitäten zu sehen ist. Religionsdidaktisch wird dies dort reflektiert, wo nach dem Zusammenhang von Erzählen und Gestalten, Erzählen und Verarbeitung in Gespräch, Diskussion usw. gefragt wird. Wenn Erzählen für das Verstehen des christlichen Glaubens so bedeutsam ist, wie das bisher ausgeführt wurde, so folgt daraus, daß Erzählen nicht nur eine denkbare Möglichkeit für Unterricht und christliche Erziehung, sondern geradezu eine Notwendigkeit darstellt. H. Stock formuliert pointiert: "Im Bereich des christlichen Glaubens ist Erzählen nichts Entbehrliches, Randständiges, Beliebigen; kein pädagogisches Zugeständnis an Kinder und im Denken Ungeübte ... In unseren Bemühungen um elementare Theologie sind wir schließlich auf die Spur des Erzählens geraten" (1985, S. 1; vgl. auch Adam 1994).

Daß Erzählen für Unterricht und christliche Erziehung wichtig, ja notwendig ist, darf freilich nicht zu einer Überschätzung des Erzählens führen und etwa im Grundschulbereich eine Monokultur des Erzählens zur Folge haben. Die Verhältnisbestimmung zu anderen Sprachformen des Glaubens ist dringend erforderlich. Daneben ist die elementare theologische Reflexion im Sinne einer elementaren Glaubenslehre ebenso notwendig wie eine Verhältnisbestimmung zur wissenschaftlichen Theologie, worauf ich im Schlußteil noch kurz eingehen werde. Doch zuvor sei die Leistungsfähigkeit des narrativen Zugangs zur Wirklichkeit noch an einem eindrücklichen Beispiel verdeutlicht.

### 3. Narrative Konstruktion der Identität

Der amerikanische Neuropsychologe O. Sacks erzählt in seinem Buch "Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte" (1987, S. 235-246) folgende eindrückliche Geschichte einer Jugendlichen mit geistiger Behinderung.

Rebecca war 19 Jahre alt, als sie in die Klinik gebracht wurde. Sie ist geistig behindert. Alleine auf der Straße verläuft sie sich sofort. Sie kann links und rechts nicht unterscheiden, ihre Bewegungen sind unbeholfen und unkoordiniert. Ihre Eltern starben früh, und sie wurde von ihrer jüdischen Großmutter erzogen, die ihr Geschichten aus der Bibel vorliest, und auch

Gedichte. Ihre Großmutter war auf eine ruhige, stille Art fromm. Dasselbe gilt auch für Rebecca. Sie liebt das Entzünden der Sabbat-Kerzen, die Gebete und die Segenssprüche, geht gerne in die Synagoge. Sie versteht die Liturgie. Klinisch gesehen ist deutlich: Rebecca hat kein Körperschema, keine Raumorientierung, sie gilt als motorisch labil, ihr Gaumen ist teilweise gespalten, was auf ihre Sprachfähigkeit wirkt, beim Intelligenztest liegt ihr durchschnittlicher IQ bei sechzig. Als O. Sacks ihr das erstmal begegnete, meinte er, sie sei nichts weiter als ein gebrochener Mensch mit zahlreichen Apraxien und Agnosien sowie einer Vielzahl sensomotorischer Behinderungen und Ausfälle. Sie verfügt in der Tat lediglich über begrenzte intellektuelle Schemata und Konzepte, die (nach Piagets Kriterien) etwa denen eines achtjährigen Kindes entsprechen.

Doch als Sacks sie das nächste Mal sah, gewann er einen völlig anderen Eindruck. Es handelte sich dabei allerdings nicht um eine klinische Testsituation, sondern um eine Begegnung im Park der Klinik. "Ich sah Rebecca auf einer Bank sitzen und schweigend, mit offensichtlicher Freude, die jungen Blätter und Triebe der Bäume betrachten. Ihre Haltung hatte nichts von der Unbeholfenheit, die mir beim erstenmal so ins Auge gesprungen war ... Als sie meine Schritte hörte, drehte sie sich um, lächelte mich an und machte eine wortlose Geste. 'Sehen Sie nur: die Welt - wie schön sie ist!' schien sie zu sagen. Und dann brachen stoßweise seltsame, poetische Wendungen aus ihr hervor: 'Frühling', 'Geburt', 'Wachsen', 'Regung', 'zum Leben erwachen', 'Jahreszeiten', 'alles zu seiner Zeit'. Unwillkürlich mußte ich an das Buch Prediger Salomo denken: 'Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde: geboren werden hat seine Zeit, sterben hat seine Zeit; pflanzen hat seine Zeit, ausreißen, was gepflanzt ist, hat seine Zeit ...' Dies war es, was Rebecca, auf ihre wirre Art, zum Ausdruck gebracht hatte - eine Vision von Zeiten und Jahreszeiten, wie die des Predigers. Sie ist eine geistig behinderte Predigerin, sagte ich zu mir selbst. Und in diesem Satz begegneten sich, kollidierten und verschmolzen die zwei Eindrücke, die ich von ihr hatte: die geistig Behinderte und die Symbolikerin ... In der formalen Testsituation war sie erschreckend 'auseinandergefallen', aber hier war sie auf geheimnisvolle Weise wieder 'gebündelt' und zusammengesetzt" (S. 238f.).

Als ihre Großmutter stirbt, gewinnt O. Sacks das Gefühl, daß Rebecca ihr Leben auf narrative Weise zu organisieren imstande ist und daß insofern ihr 'narratives Wesen' vollständig und intakt ist. Bemerkenswerterweise bringt ein Programm zur Förderung der geistigen und kognitiven Fähigkeiten, das mit ihr durchgeführt wurde, keine Fortschritte. O. Sacks kommt zu der Einsicht, daß es wohl wichtig ist, weniger auf die 'Defektologie' als auf die

'Narratologie' zu achten. Was er damit meint, wird in der folgenden Passage deutlich.

"Rebecca führte mir durch konkrete Beispiele, durch ihr eigenes Ich, die beiden völlig verschiedenen, völlig voneinander getrennten Formen des Denkens und des Geistes vor: die (in Bruners Terminologie) 'paradigmatische' und die 'narrative' Form. Und obwohl beide dem sich entwickelnden menschlichen Geist gleichermaßen angeboren sind und in ihm ihren Platz haben, steht das Narrative an erster Stelle und genießt geistige Priorität. Kleine Kinder lieben Geschichten und wollen immer wieder welche hören. Sie können komplexe Zusammenhänge begreifen, sobald man sie ihnen in Form von Geschichten präsentiert, auch wenn ihre Fähigkeit, allgemeine Konzepte und Paradigmata zu verstehen, fast überhaupt nicht entwickelt ist. Dort, wo ein abstrakter Gedanke nichts ausrichten kann, erzeugt diese narrative oder symbolische Kraft ein *Gefühl für die Welt* - eine konkrete Realität in der Phantasieform eines Symbols oder einer Geschichte. *Ein Kind versteht die Bibel, bevor es Euklid versteht. Nicht weil die Bibel einfacher ist (eher das Gegenteil ist der Fall), sondern weil sie eine symbolische und narrative Struktur hat*" (S. 242f.; Hervorhebungen: G. A.).

#### 4. Vielfalt der Sprachformen des Glaubens

Am Ende dieser Überlegungen zum Erzählen und zu mit dieser Sprachform gegebenen Möglichkeiten der Vermittlung und Aneignung des Evangeliums stellt sich freilich die Frage, wie sich das zu dem, was in der wissenschaftlichen Theologie geschieht, verhält. F. Schaefer hat es pointiert auf die folgende Formel gebracht: "Wohl enthält die Bibel die Sprache der Argumentation und der Appellation, aber das Hauptinteresse liegt bei einer erzählenden Sprache, die viele Formen annehmen kann: Erzählung, Mythos, Märchen, Legende, Witz, Gedicht, Lied, Lobgesang oder Chronik. Die Kernfrage lautet: Welches ist die 'Muttersprache des Glaubens'? Genauer gefragt: In welcher der drei Sprach-Kategorien (Argumentation, Appellation, Narration) wird unser Glaube am besten 'gelernt' und 'angenommen'?" (1991, S. K 1).

Nun hat der Systematiker F. Mildenerger in seiner "Biblische(n) Dogmatik" (1991, S. 11-30) von der einfachen Gottesrede als Voraussetzung und Ziel wissenschaftlicher Theologie gesprochen. Als Orte der einfachen Gottesrede bezeichnet er alle die Lebenszusammenhänge, in denen anstehende Wirklichkeit von Gott her und auf Gott hin zur Sprache kommen, wozu er z.B. auch das einfache Tischgebet rechnet. Als mögliche Gestalten

einfacher Gottesrede benennt er: Bekennen, Bezeugen, Bitten, Danken, Trösten, Ermahnen, Zurechtweisen, Belehren. Loben, die Doxologie und das Erzählen erhalten dabei einen besonderen Rang zugesprochen. Mir scheint es wichtig zu sein, daß diese Zusammenhänge in Systematischer Theologie und Religionspädagogik künftig noch weiter bedacht werden. Die Ausarbeitung einer kleinen Lehre von den Sprachformen des Glaubens, die gerade auch auf den jeweiligen Sitz im Leben achtet, scheint mir ein Gebot der Stunde zu sein. Eine solche Formenlehre macht dann auch falsche Konkurrenzen hinfällig bzw. läßt sie erst gar nicht aufkommen. Die Narration wird dabei gewiß einen besonderen Platz einnehmen im Blick auf die Fragen der Ausgestaltung der Identität der einzelnen Person wie der Gruppenidentität der Glaubensgemeinschaft.